

Philipp Schmitz SJ

„Der Zweck heiligt die Mittel“

Moralische Anfragen mit jesuitischer Lösung?

Es gibt Sätze, die immer vieldeutig bleiben. Wird man gefragt, ob man sie „unterschreiben“ könne, wird man das weit von sich weisen. Auf weiteres Nachforschen hin kann man dann auch wieder nicht verhehlen, daß daran etwas richtig sei. „Der Zweck heiligt die Mittel“ ist ein solcher Satz. Er haftet am Bild des Jesuitenordens wie eine aus einer Spraydose an eine eindrucksvolle Fassade gespritzte und nicht mehr zu entfernende Schmiererei. Aber er regt zugleich auch die Vorstellungskraft an: Man kann sich dem Eindruck nicht entziehen, in diesen Satz kleide sich eine wichtige Einsicht der Moral. Es mag berechtigt sein, aus Anlaß des 500. Jahrestags der Geburt des hl. Ignatius und zum 450. Jahrestag der Gründung der Gesellschaft Jesu darüber ein wenig nachzusinnen.

Lästiges Anhängsel oder interessant machendes Etikett?

Der Jesuitenorden selbst hat die Tatsache, daß man die von ihm vertretene Moral auf den Satz „Der Zweck heiligt die Mittel“ zu reduzieren versuchte, meistens als große Belastung empfunden; schien man ihm damit doch die Ernsthaftigkeit seiner apostolischen Arbeit und seiner Moralverkündigung abzustreiten. In den Augen von Freunden und Feinden erweckte er damit den Anschein, nichts anderes als eine politisch motivierte Truppe zu sein. Andererseits aber schien der Orden es bei der Ablehnung der ihm zugedachten Bewertung an Entschiedenheit fehlen zu lassen. Wenn ihm Freunde verständnisinnig versicherten, der Satz spiegle doch ein gutes Stück praktischer Lebensweisheit, dann war ihm das Grund genug, sich nicht so ganz von ihm zu distanzieren. Es blieb ein augenzwinkerndes Einverständnis und ein immer noch interessant machendes, nicht unter allen Umständen unzutreffendes Etikett.

1. Kampf gegen Verleumdung

Für die meisten Jesuiten und ihre Freunde verband sich mit dem Prinzip „Der Zweck heiligt die Mittel“ ohne Zweifel ein schlimmer Verdacht. Wer es sich zu eigen machte, hatte angeblich aufgehört, sich um die Moral im eigentlichen Sinn zu mühen. Er hatte bereits für eine Funktionalisierung der menschlichen Würde

und Pflicht plädiert. Er hatte Gesetz und Gebot in den Dienst weitreichender Machtansprüche gestellt. Als sich der Orden, bereits totgeglaubt, nach seiner Wiederbegründung im Jahr 1814 wieder auf zahlreichen Feldern des Apostolats zu Wort meldete, verstärkte sich die Verleumdungskampagne gegen ihn, und alte Vorwürfe wurden wieder aufgelegt. Auch die Anklage, die Jesuiten richteten ihre Moral nach dem Satz „Der Zweck heiligt die Mittel“, wurde wiederholt.

Um dem in der Öffentlichkeit entstehenden negativen Eindruck nicht tatenlos zusehen zu müssen, setzten sich die Patres zur Wehr. Man forderte diejenigen, die mit größter Selbstverständlichkeit die Echtheit des Zitats voraussetzten, heraus, endlich den Nachweis dafür zu erbringen, daß es sich in den Schriften des Gründers oder seiner Jünger finde. Ein Volksmissionar verfiel auf die Idee, die Gegner zu einem Wettbewerb herauszufordern. 1852 verkündete P. Roh im Dom zu Frankfurt: „Wenn jemand der juristischen Fakultät von Heidelberg oder Bonn ein von einem Jesuiten verfaßtes Buch vorweist, in welchem nach Urteil der Fakultät der infame Grundsatz: Der Zweck heiligt die Mittel, entweder in diesen oder in gleichbedeutenden Worten enthalten ist, so werde ich auf Weisung der Fakultät dem Vorweiser jenes Buches 1000 Gulden rh. W. ausbezahlen.“¹ Doch die Anstrengung erwies sich als wirkungslos. Der Preis blieb volle 20 Jahre ausgesetzt und erlosch mit dem Tod Rohs im Jahr 1872.

Die Idee eines Preisausschreibens zur Klärung des Vorwurfs starb allerdings nicht mit ihrem Erfinder. Im Jahr 1890 erstand das Rohsche Angebot in Duisburg wiederum neu durch die Bemühungen Kaplan Richters; 1903 erhöhte Karl Dasbach, Kaplan der Diözese Trier und Zentrumsabgeordneter, die Summe auf 2000 Gulden. Dieses Mal trat einer an, den Preis zu gewinnen, der es eigentlich hätte schaffen können: Paul von Hoensbroech, ehemaliger Jesuit, Mitarbeiter der „Stimmen aus Maria Laach“, nach seinem Austritt Verfasser eines verbreiteten Buchs mit dem Titel „14 Jahre Jesuit“. 1903 veröffentlichte er eine Schrift unter der Überschrift „Der Zweck heiligt die Mittel“. Seines Ergebnisses sicher fordernte er gerichtlich die von Dasbach ausgesetzte Summe. Doch die zuständige Schiedsstelle, das Kölner Oberlandesgericht, erklärte am 30. März 1903, der Nachweis sei nicht erbracht.

Aber die Jesuiten waren damit das schädliche Anhängsel keineswegs los. Immer noch konnte man behaupten, der Satz komme in den Konstitutionen des Ignatius von Loyola und darauf in den Schriften der Jesuiten dem Sinn nach vor. Immer noch konnte man wiederholen, die Jesuiten lehrten, daß nicht nur sittlich gleichgültige oder gute, sondern auch sittlich schlechte Handlungen durch gute Absicht geheiligt werden könnten und sollten.

2. Eine doch nicht totale Ablehnung

Die Unterstellung war in der genannten Form sicher unbegründet. Doch in einem Punkt hatte sie ein Fundament. Ebenso wenig wie die Reformatoren konn-

ten auch diejenigen, die sich der Gegenreformation zurechneten, die in der Neuzeit liegende Hinwendung zur Freiheit übersehen. Hatte man bis hoch ins Mittelalter die Sittlichkeit einer Handlung daran ablesen können, daß sie ein ihr vorgegebenes „Objekt“ zu realisieren imstande war, verlagerte sich in der Neuzeit die Aufmerksamkeit auf das „Subjekt“, das frei war und die Aufgabe hatte, ungebunden von fixen Ordnungen sich selbst zu realisieren. Nicht mehr die Mittel, die in ihrer Sinnhaftigkeit vorgegeben schienen, standen im Vordergrund, sondern der Zweck, der in dem Gestaltungsbereich des Menschen lag und mit dessen Hilfe dieser sich die Objekte gefügig machen durfte.

Wie das zu verstehen ist, läßt sich an dem einen oder anderen Beispiel erläutern. Ich besuche einmal im Monat einen Ausländer, der zur Abbüßung einer dreijährigen Strafe, die er für eine Gewalttat an seiner Frau erhalten hat, im Gefängnis einsitzt, damit dieser Mensch nicht in eine für seine weitere Entwicklung verhängnisvolle Isolierung hineingerät. Mit Objekt ist hier nicht etwa der Mensch gemeint, den man möglicherweise als Objekt meiner Liebesmühe ansehen könnte, sondern der Gefangenenbesuch oder das „Den-Gefangenen-Besuchen“. Es ist wichtig, daß ich sehe, daß ein solches Objekt, wie die scholastischen Autoren sagen – besser würde man von einem objektiven Tatbestand sprechen –, aus sich heraus noch nicht positiv oder negativ qualifiziert ist. Solange ich es als objektiven Tatbestand betrachte, ist es weder das eine noch das andere. Um bis zur sittlichen Qualität eines Handelns durchzudringen, fehlt noch etwas. Ich muß mir vor Augen führen, daß der objektive Tatbestand – das „Den-Gefangenen-Besuchen“ – durch den Zweck, den ich damit verbinde, positiv oder negativ bestimmt sein kann. In unserem Beispiel sollte die Bestimmung positiv sein: „damit dieser Mensch nicht in eine für seine weitere Entwicklung verhängnisvolle Isolierung hineingerät“. Damit steht die Zweck-Mittel-Relation fest. Von der Warte des Zwecks wird das Objekt zum Mittel, und dieser Zweck, der den Willen des Menschen zur sittlichen Verwirklichung zum Ausdruck bringt, „heiligt“ sicher auch ein neutrales Mittel. Aber das ist ja nicht strittig. Es ist keiner weiteren Erörterung wert, daß das sittlich gleichgültige oder gute Mittel durch eine moralische Absicht „geheiligt“ werden kann oder soll.

Es lassen sich aber natürlich kompliziertere Fälle ausdenken; zum Beispiel wenn ich in eine schwere Notlage geraten bin und meine Verbündeten nur durch eine Falschaussage retten kann. Das Mittel ist in diesem Fall die Falschaussage, der Zweck die Rettung der Verbündeten. Ist hier das Mittel auch noch neutral oder schon eindeutig sittlich schlecht? Oder: Am Ende des Zweiten Weltkriegs wagt Präsident Harry Truman einen militärischen Einsatz ganz besonderer Art, mit einer von ihm selbst nur ungenügend durchschauten Wirkung: Er läßt über zwei japanischen Städten eine Atombombe abwerfen. Das Mittel ist der besondere militärische Einsatz. Der Zweck, den der amerikanische Präsident damit verfolgt, ist die Beendigung des Krieges und – wie er meint – die Rettung weite-

rer Menschenleben. Das Urteil über das Mittel wird nun sicher ganz unterschiedlich ausfallen: Die einen – zumindest der Handelnde selbst – halten es für ein neutrales Mittel, andere werden nicht zögern, es als schlechtes Mittel zu bezeichnen. Fest steht, daß ein sittlich schlechtes Mittel durch einen noch so moralischen Zweck nicht gerechtfertigt werden kann. Nur: Ob ein objektiver Tatbestand als schlechtes Mittel angesehen wird, hängt offensichtlich wenigstens prinzipiell auch von dem ab, der es seiner moralischen Absicht unterwirft. Erwartet wird sicher, daß der Zweck ein moralischer Zweck sei, nämlich die Unterwerfung unter die Forderung der Moral und der Wille zur Humanisierung. Aber wenn er das ist, kann er dann nicht jedes Mittel rechtfertigen oder – wie der in der Diskussion stehende Satz behauptet – heiligen?

In der Neuzeit macht sich nach und nach die Überzeugung breit, es gebe gar keine in sich schlechte sittliche Handlung, das heißt eine Handlung, die immer und unter allen Umständen schlecht sei und darum auch niemals Mittel zu einem guten Zweck werden könne. Die schöpferische Kraft der Freiheit wird so hoch veranschlagt, daß von ihr potentiell jeder objektive Tatbestand umgedeutet und umgeformt werden kann. Das ist der Grund, warum die Jesuiten in der Ablehnung des Satzes von den Mitteln und dem Zweck zögern. Zwar erkennen sie von Anfang an, daß man ihnen aus einer solchen ganz und gar prinzipiellen, sozusagen weltanschaulichen Orientierung den Vorwurf der Unmoral machen würde. Zwangsläufig, so wußten sie, würde man ihnen vorwerfen, sie bänden sich an keine moralische Ordnung. Aber wegen dieser Gefahr des Mißverständnisses glaubten sie doch auch nicht, diese wichtige neuzeitliche Einsicht verwerfen zu können, daß die freie Zweckbestimmung der Humanisierung den Vorrang vor jedem, wie immer auch gearteten und gedeuteten objektiven Tatbestand habe. Ehe sie diese Wahrheit preisgäben, wollten sie sich schon lieber nur halbherzig gegen das interessenerweckende Etikett zur Wehr setzen.

Abzulehnendes oder entwicklungsfähiges moralisches Prinzip?

Wegen des Wahrheitselements, das dem Satz „Der Zweck heiligt die Mittel“ wie gesagt nicht fehlt, hätte seine Bewertung in der Geistesgeschichte durchaus offenbleiben können. Daß das nicht der Fall war, sondern der Satz im Gegenteil eine entschiedene Verurteilung erfuhr, lag an dem französischen Philosophen Blaise Pascal (1623-1662).

1. Abzulehnendes Prinzip

In einem seiner berühmten Briefe an einen Provinzler (*Lettres à un Provincial*) wirft er den Mitgliedern der Societas Jesu vor, unter der eindeutig strategisch-politischen Absicht, die ganze Welt unter ihren Einflußbereich zu bringen, sogar

die Moral einzusetzen². Ziel sei ihnen allein der Einfluß, den sie ausüben wollten. In der Verwirklichung dieses Ziels seien ihnen alle Mittel recht. Der fünfte Brief (es gibt insgesamt 18) legt das folgendermaßen dar: „So wissen sie denn, daß ihr Zweck nicht ist, die Sitten zu verderben. Nein, das ist keineswegs ihre Absicht. Ihr einziges Ziel ist aber auch nicht, die Sitten zu bessern. Das wäre eine schlechte Politik.“ Und dann folgt eine Einschätzung des Ordens, die an Ironie, ja Gehässigkeit kaum zu übertreffen ist: Die Jesuiten haben, schreibt Pascal, eine „so gute Meinung von sich selbst, daß sie glauben, es sei für das Wohl der Religion nützlich und gleichsam notwendig, daß ihr Ansehen sich überallhin erstrecke und daß sie alle Gewissen beherrschen“. Nachdem sie davon so fest überzeugt sind, ordnen sie ihre Truppen entsprechend: Sie bilden einige Beichtväter so aus, daß sie sich mit voller Hingabe den Menschen widmen können, welche die strengen Grundsätze des Evangeliums in ihrem Leben verwirklichen wollen. Das Gros der Beichtväter stellen sie aber von vornherein so ein, daß sie sich auf solche Menschen vorbereiten, die weitaus laxere Prinzipien vertreten. „Sie haben wenige für wenige, dagegen haben sie eine Menge laxer Kasuisten für die Menge derer, welche die Laxeheit suchen. Durch dieses ‚gefällige und gewinnende Benehmen‘, wie P. Petau es nennt, umfassen sie die ganze Welt ...“

Der Jesuit, den Pascal stellvertretend für alle in seinen Briefen aufs Korn nahm, ist *Antonio Escobar y Mendoza*. Wenn man dem Glauben schenkte, was in den Lettres über ihn geschrieben steht, müßte man ihn für einen Abgrund der Sophisterei halten. Aber es scheint, daß er ein eher frommer Pater mit nimmermüden seelsorglichen Bemühungen gewesen ist. Es wird von ihm berichtet, er sei Missionar, Gefängnis- und Krankenhausgeistlicher gewesen. Der bekannte spanische Schriftsteller Calderón war sein Schüler. Er selbst schrieb nicht nur ein Handbuch der Moraltheologie, sondern auch eine Reihe von Dramen und Theaterstücken. Der Grund für die Abneigung des französischen Philosophen und Mathematikers war offensichtlich: In Escobars Schriften ist die Position, die er bekämpfen zu müssen glaubte, unzweideutig auf den Punkt gebracht. In Motivation und Ausführung wendet er sich an die Freiheit des Menschen. Escobar hatte sich die Mahnung seines Ordensgründers zu Herzen genommen, der in den Regeln über die kirchliche Gesinnung geschrieben hatte: „Desgleichen sollen wir nicht so breit und mit solchem Nachdruck von der Gnade reden, daß daraus das Gift entsteht, die Freiheit aufzuheben. Man kann von Glaube und Gnade mit dem Beistand der göttlichen Hilfe so viel reden, als zum größeren Lobpreis Seiner Göttlichen Majestät möglich ist, aber nicht der Art und solcher Weise, zumal nicht in unseren so gefährlichen Zeiten, daß die Werke und die freie Wahl irgendeine Einbuße erleiden oder für nichts erachtet werden.“³ Pascal meinte dagegen, auch im moralischen Leben des Menschen sei vor allen Dingen von der Gnade Gottes zu handeln.

In dem, was auf den ersten Blick wie eine nur unterschiedliche Akzentuierung

aussah, trug sich insgeheim eine weitreichende theologische Kontroverse aus. Die Jansenisten, auf deren Seite Pascal stand, versuchten den Anforderungen der Neuzeit dadurch zu entsprechen, daß sie den Menschen eindeutig von einer Anthropologie der Gnade und der göttlichen Zuwendung her deuteten. Fest steht für sie: Es ist Gottes Gnade, die den Menschen erwählt hat und die ihn darin unterstützt, daß er die Sünde vermeidet und das Gute tut. Jansenius (1585–1638), Bischof von Ypern (Belgien), Verfasser eines dreibändigen Werks mit dem Titel „Augustinus“, hatte, wie der große nordafrikanische Kirchenlehrer gegen Pelagius und wie Bañez gegen Molina, gegenüber den Modernen mit allen Kräften die Priorität der Gnade vor der Freiheit (Natur) verteidigen wollen⁴.

Das römische Lehramt ergriff Partei, ganz im Gegensatz zu dem vergleichbaren Streit zwischen Bañez und Molina: Es entschied sich gegen Jansenius. Mit seinem Lehrschreiben „Cum occasione“ (31. Mai 1653) erklärte Papst Innozenz X. fünf Sätze aus dem großen Werk „Augustinus“ für irrig. Die Anhänger des Jansenius, Jansenisten genannt, unterwarfen sich, obwohl sich – wie sie sagten – keiner der fünf Sätze im Werk ihres Gründers fände. Aber es ging schon lange nicht mehr allein um Lehren und theologische Überzeugungen. Eine neue Lebensauffassung brach sich Bahn. In Belgien, Frankreich, den Niederlanden, Italien und Deutschland zeigte sich der Ansturm an zahlreichen Orten. Ein Zentrum des Jansenismus war Port-Royal in der Nähe von Paris. Hier entstanden die berühmten Briefe. Aus dem Ursprungsort erklärt sich ihr Ton: „Ich, Blaise Pascal, kann dir in der Provinz Sachen erzählen ...“ Eine der erstaunlichsten Sachen war für ihn die Tätigkeit einer Gruppe von Ordensleuten, die der menschlichen Freiheit in ungehörlicher und nicht mehr zu ertragender Weise Kräfte zuschreiben, die sie nicht besitzt, und die daraus ein frivoles Spielchen einer generellen Politisierung zaubern. Ein eindeutig, abzulehnendes moralisches Prinzip, so Blaise Pascal, drohte die Grundlagen der christlichen Moral zu erschüttern.

2. Viedeutiges, aber entwicklungsfähiges Prinzip

Pascal hatte auf einmal dem Satz von dem Zweck und den Mitteln eine Bedeutung zugeschrieben, den er gar nicht notwendig besaß. Er interpretierte ihn ganz und gar vor dem Horizont der Frage, was denn nun das Wichtigere sei: Gnade oder Freiheit, und wem von diesen beiden der Vorzug bei der Gestaltung der christlichen Moral eingeräumt werden sollte. In Wirklichkeit aber waren auch andere Horizonte für die Deutung möglich: Man kann dahinter die These des Niccolò Machiavelli erkennen, daß die Erhaltung der Macht den Vorrang vor der Moral und dem Christentum besitzt. Man kann eine utilitaristische Moral hineinlesen, die dem höchstmöglichen Nutzen der größten Zahl den Vorrang gibt vor den sogenannten moralischen Gütern wie Ehre, Würde, Pflicht. Man kann den Eindruck haben, in dem Satz vom Zweck und den Mitteln erhalte das „bonum utile“ den Vorrang vor dem „bonum honestum“ und das vorwärts wei-

sende Zukünftige erhalte den Vorrang vor dem Gesicherten, der Vergangenheit, der Tradition.

Erst an letzter Stelle verbindet sich mit dem Satz der Gedanke, daß der Mensch zuerst kommt und dann Gott, daß die menschliche Freiheit den Vorrang hat vor der Gnade. Das aber ist die Interpretation, der Pascal das eindeutige Übergewicht gibt. Seine theologische Auffassung zusammen mit einer konservativen Moralvorstellung und einer absoluten Gegnerschaft gegen jeden Relativismus lassen ihn zu seinem harschen Verdikt kommen. Weil man aber in dem Satz den einen oder anderen Sinn hervorheben kann, ist er wahlweise Machiavelli, Nietzsche, den Sophisten, den Pelagianern oder den Molinisten zugeschrieben worden. Der Satz ist eigentlich so interessant, weil er so vieldeutig ist.

Die Jesuiten empfinden es als ihre Pflicht, sich für die Freiheit einzusetzen. Einer ihrer scharfsinnigsten Theologen, Molina, gibt die Anregung, man solle die Gott-Mensch-Gleichung dadurch lösen, daß man annehme, die „hinreichende Gnade“ (*gratia sufficiens*), die dem Gläubigen immer angeboten sei, würde zur „wirksamen Gnade“ (*gratia efficax*), wenn sich der menschliche Wille zur Kooperation mit ihr entschlöße. Gottes Ehre und Vorrang, so meint Molina, werde durch die Annahme der sogenannten „*scientia media*“ gewahrt, durch die der Allmächtige die Reaktion des menschlichen Willens vorauserkann⁵. In Konkurrenz zur menschlichen Freiheit müsse die göttliche Gnade nicht treten.

Freiheit, aber keine Beliebigkeit

Erinnern wir uns: Prinzipiell, so hieß es bisher, bringt der Satz „Der Zweck heiligt die Mittel“ das Credo der Neuzeit zum Ausdruck: Das Paradigma der Humanisierung ist Freiheit. Prinzipiell, so wurde dann weiter ausgeführt, kann gezeigt werden, daß diese Freiheit nicht gegen die Gnade ausgespielt werden muß, sondern durch diese vielmehr bestätigt und bekräftigt wird. Nunmehr bleibt jedoch die Frage, ob der gleiche Satz – so sehr er eine allgemeine weltanschauliche Spitze hat – auch als hinreichendes Muster benutzt werden kann, um im Bezug auf das eigene Handeln zu einer Entscheidung zu kommen. Die Antwort muß nicht schwerfallen. In der Tat eignet sich dieser Satz, der eine Kurzformel ist, nicht als Leitseil, anhand dessen man die einzelnen Schritte einer sittlichen Urteilsfindung gehen könnte. Um das zu zeigen, muß man sich nur ansehen, wie und in welcher Weise Ignatius, der ja will, daß man niemals von der Freiheit absieht, an die Frage einer Einzelentscheidung herangeht.

1. Freiheit

Was der Verfasser des Exerzitienbuchs über die Unterscheidung der Geister sagt⁶, kann als ein kurzer Abriß seiner Moral verstanden werden⁷. In den soge-

nannten Regeln der ersten Woche schildert er einen Menschen, der sein Tun noch nicht auf die Gegenwart seines Gottes orientiert hat und darum auch noch nicht weiß, wie er sich zu verhalten hat. Ignatius hat einen Menschen vor Augen, der noch „von Todsünde zu Todsünde“ geht und dessen natürliche Empfindungen darob in Unordnung geraten sind. Es geht ihm gut – er empfindet „augenscheinlich Lust“ –, wenn Gott abwesend ist oder, wie Ignatius das im geistlichen Vokabular seiner Zeit ausdrückt, wenn der böse Geist auf ihn einwirkt. Es geht ihm schlecht – er hat ein ausgesprochenes Unlustgefühl, er empfindet Gewissensbisse –, wenn Gott anwesend ist oder, wieder in den Worten des Verfassers des Exerzitienbuchs, wenn sich bei ihm Eingebungen des guten Geistes zeigen. Der Mensch der ersten Woche lebt gefährlich.

Anders ist es schon mit denen, die „entschieden voranmachen und in der Reinigung von ihren Sünden und im Dienst Gottes unseres Herrn vom Guten zum je Besseren übergehen“. Ihnen schenkt der gute Geist, sagt der geistliche Lehrer Ignatius, „Mut und Kraft, Tröstungen, Tränen, Einsprechungen und Ruhe“. Bei ihnen „ist es dem bösen Geiste eigen zu beißen, traurig zu stimmen und Hindernisse zu legen“. Allerdings bleibt aber auch die Einwirkung des guten Geistes wegen der existentiellen und erlebnismäßigen Unordnung, aus der der Exerzitant kommt, immer noch zaghaft. Vor der endgültigen Bekehrung bleiben die Zeichen der Gegenwart Gottes ambivalent. Nicht nur sind Stimmung und Gefühle unzuverlässig. Der Umkehrende kann sich auch auf keine gesicherten Erfahrungen aus der Vergangenheit verlassen. Eindrücke wechseln von Tag zu Tag. Die Erkundung dessen, was zu tun ist, bleibt schwierig. Das Handeln ist inkonsistent, inkonsequent und irrational.

Was soll nun jemand nach Ignatius tun, der sich seinem Heil zuwenden und als Folge davon sein Handeln bestimmen will? Es kommt dem Gründer des Jesuitenordens nicht als erstes darauf an, daß er eine hinreichende Kenntnis der Gesetze besitzt und ihrem Inhalt folgt. Wichtiger ist *Selbsterkenntnis*. Der alte Soldat Ignatius erläutert deren Notwendigkeit an einem militärischen Beispiel. „Wie ein Hauptmann oder Anführer im Feld Stellung bezieht und Kräfte und Lage der Burg ausspäh, um sie dann an der schwächsten Stelle anzugreifen, ebenso umschleicht auch der Feind der menschlichen Natur rings alle unsere theologischen, kardinalen und moralischen Tugenden, und wo er uns schwächer und ungeschützter zu unserem ewigen Heil hin findet, dort führt er seinen Schlag gegen uns und trachtet, uns einzunehmen.“ Nur einer, der sich selbst kennt, der Vertrauen in seine eigenen Entscheidungen hat, der seinen Prioritäten folgt, vermag den Weg zum richtigen Handeln zu finden.

Natürlich ist die vorgegebene sittliche Ordnung, an der der Übende sich messen könnte, nicht bedeutungslos. Der Mensch, der auf dem Weg der Bekehrung ist, darf nicht unterlassen, alles zu tun, um sich mit ihr vertraut zu machen und an ihr Maß zu nehmen. Das ist so selbstverständlich, daß Ignatius es erst gar

nicht betonen muß. An einer Ordnung Maß nehmen ist aber etwas anderes, als sich ihr und dem mit ihr verbundenen Gesetz zu unterwerfen oder gar sich bei-den anzupassen. Es bedeutet vielmehr in erste Linie mit *anderen Menschen*, die mit dem Suchenden zusammen am Ende den Geist einer solchen Ordnung vertreten werden, in Verbindung zu treten, sich ihnen anzuvertrauen, von ihnen lernen zu wollen. Für Ignatius ist der Repräsentant solcher Menschen, die der Suchende braucht, der Beichtvater. Entdeckt jemand, der von Versuchungen des bösen Geistes heimgesucht wird, diese seinem „Beichtvater oder einer anderen geistlichen Person, die seine Betrügereien und Bosheiten kennt, so grämt ihn das sehr, denn er begreift, daß er mit seiner begonnenen Bosheit nicht zum Ziel gelangen kann, da seine klaren Betrügereien offen zutage liegen“.

Dazu kommt ein drittes: Der Urteilende soll aus sich heraus, sagt der Verfasser des Exerzitienbuchs, die Fähigkeit erlernen, „die starke Stirn gegen seine Versuchungen [zu] zeigen, indem er geradewegs das Gegenteil [dessens] tut“, was diese Versuchungen von ihm fordern. Im Umgang mit der Unordnung soll er Ausdauer, Geduld und – das ist das Lieblingswort geistlicher Schriftsteller – *Mut* üben. Er soll sich nicht scheuen, „sich zu demütigen und zu erniedrigen“. Der Gott, den er sucht, begegnet ihm immer auf unverwechselbar individuelle und ganz persönliche Weise.

Die Stationen auf dem Weg zur Feiheit sind demnach Mut, Dialog und Selbst-erkenntnis. Affektiv erlebt der Pilger auf diesem Weg Trost und Trostlosigkeit. Trost ist das Gefühl von „Mut und Kraft, Tröstungen, Tränen, Einsprechungen und Ruhe“. Im Trost wird Gott als nahe erfahren. Die Trostlosigkeit dagegen ist Trost unter umgekehrten Vorzeichen. Sie besteht in „Verfinsterung der Seele, Verwirrung, Hinneigung zu den niedrigen und erdhaften Dingen, Unruhe verschiedener Getriebenheiten und Anfechtungen, die zu Mangel an Glauben, an Hoffnung, an Liebe bewegen, wobei sich die Seele ganz träge, lau, traurig findet und wie getrennt von ihrem Schöpfer und Herrn“. Die Hauptsache ist wiederum: In der Trostlosigkeit fehlt eine eindeutige Erfahrung der Nähe Gottes. Die eigentliche Zeit der durch Trost und Trostlosigkeit geprägten Bewegung – und damit der Unterscheidung der Geister – ist die zweite Woche der Exerzitien.

Wendet man die in den Regeln dieser Woche gegebenen Anweisungen an den Exerzitanten auf den an, der Handlungsanweisungen und sittliche Orientierung erwartet, dann lassen sich folgende Feststellungen treffen: Ignatius sieht vor sich einen Menschen, der zwar schon in der Gegenwart Gottes lebt, aber deswegen vor Gefahren, die aus ihm selber kommen und die ihn bei seiner Entwicklung bedrohen, nicht gefeit ist. Weil Gott da ist, kann er zwar durch dessen Abwesenheit – und die damit verbundenen Verlockungen – nicht mehr versucht werden. Gemessen am Anfang, als er sich zum ersten Mal der beglückenden Nähe Gottes bewußt wurde, hat aber sein Streben an Frische und Kraft eingebüßt. Er ist lau geworden. Er hat die Freude an Gottes Gegenwart und den damit verbundenen

Frieden wieder verloren. Er ist aus der ihm bisher gelungenen religiösen Identität herausgefallen. Es mangelt ihm an Spontaneität, Freiheit und Orientierung.

Der Exerzitant braucht darum als erstes Gewißheit darüber, ob das, was er jetzt zu unternehmen sich anschickt, mit der übrigen Zeit seiner Entwicklung in *Übereinstimmung* steht. „Wir müssen sehr acht geben auf den Verlauf der Gedanken“, merkt der Verfasser der Exerzitien an. „Sind Anfang, Mitte und Ziel gut und hingerichtet auf etwas Gutes, dann ist das ein Zeichen des guten Engels.“ Jeder, der wissen will, was für ihn gutes Tun ist, muß darauf achten, daß er sich mit seinem Handeln in die Geschichte seines eigenen Selbst einfügt. Kein gegenwärtiger Impuls darf die Gesamtheit seiner Vergangenheit und die Fülle seines bisherigen Wachstums in Frage stellen.

Als zweites rät Ignatius, auf den *Anfang* zu schauen. Als nämlich Gott zum ersten Mal in das eigene Leben eingriff, hat er nicht nur irgend etwas in Bewegung gesetzt, er hat damit vielmehr das Gesetz des zukünftigen Handelns grundgelegt. Dessen muß sich der Exerzitant bewußt bleiben. Was er jetzt fühlt, was er jetzt denkt, was er jetzt tut, muß in einen Zusammenhang mit dem Anfang gebracht werden, von dem seine geistliche und moralische Geschichte ihren Ausgang genommen hat.

Wichtig ist drittens die *subjektiv-affektive Bestätigung* seines Handelns: „Bei denen, die von Gutem zum Besseren voranschreiten, berührt der gute Engel die Seele sanft, leicht und lind wie ein Tropfen Wasser, der in einen Schwamm eindringt.“ Der sittlich Handelnde tut gut daran, sich seiner Antriebe bewußt zu bleiben; sie ordnen nämlich schon vorgängig zur getroffenen Entscheidung die Strebungen und stellen das, was am Ende als notwendig empfunden wird, auf Dauer und Ganzheit. Nur das, was erfahren wurde – so ist Ignatius überzeugt – und was als solches sich fest in die Erinnerung eingegraben hat, wird wieder zum Inhalt der sittlichen Entscheidung. Und wer sich entscheidet, tut gut daran, sich auf die Erfahrung zurückzubessinnen, die in seinem Gedächtnis auftaucht.

Am Schluß der Regeln der zweiten Woche findet sich ein besonderer Akzent. Hier bricht die nüchterne baskische Betrachtungsweise des Verfassers des Exerzitienbuchs nochmals durch. In geistliche Schwärmerei soll der Umgang mit Trost und Trostlosigkeit nicht ausarten. Bevor man den geistlichen Erfahrungen „volles Zutrauen schenkt oder sie in die Tat umsetzt“, sollen sie vor dem Forum der Vernunft stets von neuem und genau überprüft werden. Denn nicht selten bildet die Seele „in dieser zweiten Zeit durch eigene Überlegungen auf Grund von Gewohnheiten und Folgerungen aus [ihren eigenen] Begriffen und Urteilen oder durch den guten oder den bösen Geist verschiedene Vorsätze und Ansichten, die nicht unmittelbar von Gott unserem Herrn gegeben sind“. Darum ist innerhalb der religiösen Erfahrung immer auch nochmals die Stunde des *rationalen Urteils*, mit dessen Hilfe der geschichtliche Weg, die Verbindung zum Anfang, die Eigenart der geistlichen Wahrnehmung untersucht werden kann.

Hier zeigt es sich denn endgültig, daß die Gnade die Freiheit nicht ausschließt, sondern verlangt. Die gesamte Bewegung der Unterscheidung der Geister aber zeigt, daß der Satz „Der Zweck heiligt die Mittel“ daraus als eine Zusammenfassung angesehen werden könnte, in dem Sinn: Auf deine Freiheit kommt es immer besonders an, auf deine Einstellung, deine Intention, dein Selbst. Der Mensch steht weit vor allen objektiven Handlungen und Mitteln. Nicht mit Ausschließlichkeit, sondern mit positiver Betonung ist das gesagt.

2. *Nicht Beliebigkeit*

Das erste Wort der ignatianischen Moral ist Freiheit. Aber der jesuitische Weg einer Urteilsfindung, wenn es ihn denn überhaupt als eigenen moralischen Erkenntnisweg gibt, folgt keineswegs der Beliebigkeit. Das Subjekt kann offensichtlich kraft seines Willensakts ein Handeln so bestimmen, daß es gut oder böse wird. Der Wille, der auf einen sittlich schlechten Gegenstand gerichtet ist, kann durch keinen äußeren Zweck gut werden. Wer also die Verwerflichkeit des Diebstahls erkennt, kann um keines noch so guten Zwecks willen stehlen wollen, ohne daß sein Wille schlecht würde. Der Ort und der Zeitpunkt des sittlichen Handelns muß immer wieder neu festgelegt werden.

Halten wir also fest, was Ignatius über die Freiheit hinaus noch lehrt. Erstens: Je radikaler und intensiver diese Freiheit ist, um so nachdrücklicher ist ihr Träger von Gott abhängig. Je stärker er von Gott abhängt, um so freier ist er. Der Weg der Freiheit schließt Gott nicht aus, sondern im Gegenteil ein. Der Weg sittlichen Handelns klärt sich im Nachgang der Gnade Gottes.

Ein zweites macht Ignatius deutlich: Der Weg der Freiheit hat immer seine Geschichte. Es ist die Geschichte desjenigen, der von Todsünde zu Todsünde schreitet oder der vom Guten zum Besseren geht. Der Urteilende muß sich daher ganz auf die Realität einstellen, den Verlust anerkennen und sich als schuldig bekennen. Jenseits jeder Beliebigkeit hat das sittliche Handeln seine Zeit. Erst nach der Einstellung auf die eigene Stunde gelingt es dann, das Gesetz des Handelns aufzuschließen: Es wird innerhalb der Geschichte, von seinem Anfang her und in seiner ganz spezifischen Qualität gesichtet.

Nie vergißt Ignatius drittens, daß diese Sichtung im Raum der Gemeinschaft geschieht. Der sich frei bestimmt, tut das im Diskurs mit für ihn wichtigen Autoritäten. Der Raum der Erinnerung und der Erfahrung ist die Kirche.

In deren Interaktion taucht viertens auch ein grundsätzliches Lösungsmodell für alles sittliche Handeln auf. Der ungarische Jesuit Hevenesi veröffentlichte im Jahr 1703 eine Sammlung ignatianischer Maximen für jeden Tag des Jahres, die „Scintillae ignatianae“⁸. Eine der tiefgründigsten dieser Devisen lautet in wörtlicher Übersetzung: „Vertraue so auf Gott, als ob der Erfolg der Dinge ganz und gar von dir, nicht von Gott abhinge; wende dennoch alle Mühe so an, als ob du nichts, Gott allein alles tun würde.“ In diesem Satz findet sich das fundamentale

Gesetz des Handelns: „Wende alle Mühe an“, „wirke“, „handle“, „sei in einem ausdrücklichen Sinn aktiv“. Und dann wird darauf aufmerksam gemacht, daß das nicht die Gnade Gottes ausschließt. Im Gegenteil: Gabe und Gnade, Geschenk und Erbarmen vermag nur der richtig zu würdigen, ja kann sie überhaupt nur begreifen und annehmen, der selbst die Grenzen seiner eigenen Möglichkeit gegangen ist. Der Autorität Gottes korrespondiert das freie Engagement des menschlichen Willens, der nach dem Guten strebt.

Auf der Basis, die auf diese Weise gelegt worden ist, lassen sich dann fünftens – mit Einbeziehung aller Umstände und Fakten – die notwendigen Urteile fällen. Ignatius nennt die Qualität dieses rationalen Urteils, das unter der Idee der Freiheit steht, an letzter Stelle.

Der Satz „Der Zweck heiligt die Mittel“ gibt die Grundlinie für den ganzen Prozeß der Urteilsfindung an. Nicht weniger als das augustinische „Dilige et fac quod vis“, „Liebe, und dann tu, was du willst“, kann er damit als eine gültige Kurzformel der christlichen Ethik verstanden werden. Der Mensch kann mit seiner Freiheit den Objekten und Mitteln einen Sinn geben. Aber er muß mit seiner Vernunft diesen Ort der Freiheit in seiner eigenen Geschichte immer wieder neu bestimmen.

ANMERKUNGEN

¹ B. Duhr, Jesuitenfabeln. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte (Freiburg⁴1904) 552.

² Blaise Pascal, Lettres à un Provincial (Paris 1964).

³ Ignatius v. Loyola, Die Exerzitien. Übers. v. H. U. v. Balthasar (Einsiedeln 1954) Nr. 369.

⁴ Ein Jahrhundert vor Jansenius hatte Michael Bajus eine ähnliche Position gegen einige andere Mitglieder der Fakultät von Löwen bezogen.

⁵ D. Mitchell, The Jesuits (London 1980) 128.

⁶ L. Bakker, Freiheit und Erfahrung. Redaktionsgeschichtliche Untersuchungen über die Unterscheidung der Geister bei Ignatius von Loyola (Würzburg 1970); H. Rahner, Zur Lehre von der Unterscheidung der Geister, in: Ignatius von Loyola. Seine geistliche Gestalt und sein Vermächtnis, hrsg. v. F. Wulf (Würzburg 1956) 183–221.

⁷ M. Buckley, Rules for the Discernment of Spirits, in: The Way, Supplement 20 (1973) 19–37; Ignatius, Die Exerzitien, 313–336.

⁸ K. H. Crumbach, Ein ignatianisches Wort als Frage an unseren Glauben, in: Geist und Leben 42 (1969) 320–328.

Für hilfreiche Anregungen zu diesem Thema bin ich Kornelia Siedlaczek, die eine größere Arbeit über die Jesuitenmoral vorbereitet, zu Dank verpflichtet.